

Das Haus des Schreckens

Hans Zippert

Im Jahre 1992 reisten zwei Redakteure der Zeitschrift *Titanic* durch Ostdeutschland. Der eine war ich, der andere, der nicht ich war, hieß damals Christian Schmidt. Wir hatten einen Auftrag, er lautete: Vorlesen! Die Ex-DDR-Bürger waren geizig und anstatt sich die fehlenden zehn *Titanic*-Jahrgänge von 1979 bis zur Befreiung 1989 zu kaufen, wollten sie sich das ganze lieber vorlesen lassen. Die Vorleser waren wir. Das Honorar wurde in Höhe des landesüblichen Begrüßungsgeldes festgelegt, für den Rest mussten wir sorgen. Wir kamen im eigenen Auto, mit eigener Kleidung. Einer von uns hatte sogar noch eigene Haare und beide von uns hatten eigene Texte. Wir lernten Städte kennen, wie es sie nur im Osten gibt, mit Namen wie Jena, Weimar, Halle, Erfurt, Leipzig oder Plauen. In Jena lasen wir zweimal vor, weil dort die Menschen besonders begriffsstutzig waren. Nachts wurden wir in total verwanzten Schrankwänden einquartiert, die aus 100% Schadstoffen bestanden. Nach jeder Lesung fragten uns die Veranstalter: »Wie kommt man eigentlich an diesen Max Goldt ran?«

Grundsätzlich muss man sagen, dass die Lesereise ein Erfolg war. Wir verkauften drei Poster und verschenkten 300 alte Hefte. Besonders enthusiastisch war das Publikum in Plauen. Der Veranstaltungsort, das Malzhaus, platzte, wie man so sagt, aus allen Nähten, und das war wohl der Grund, warum man uns im nächsten Jahr wieder nach Plauen einlud. Die Veranstalter hatten auf Werbung verzichtet, weil ja beim letzten Mal alles so toll gelaufen war. Diesmal kamen nur dreiundzwanzig Zuhörer. Sie lachten kaum, weder an Stellen, die wir für Lacher vorgesehen hatten, noch an den Stellen, wo wir mit verstellten Stimmen arbeiteten, was sonst jeder komisch findet. Nur als der Dia-Projektor runterfiel, stellte sich eine gewisse Heiterkeit ein. Die Hälfte der Zuschauer ging noch vor Ende der Show, der Rest unterhielt sich oder blätterte in alten *Focus*-Ausgaben.

Nach der Lesung kam eine Frau auf uns zu und wollte wissen, ob Max Goldt auch Autogrammkarten verschickt. Die Veranstalter würdigten uns erst keines Blickes, feilschten dann länger um das Honorar, schließlich waren wir ja schuld, dass nur so wenig Leute gekommen waren. Wir einigten uns darauf, dass wir die Anreise, den Strom, die Getränke der Gäste und den Hausmeister bezahlten und sie den Rest.

Als wir auf das Thema Übernachtung zu sprechen kamen, brach eine gewisse Unruhe aus. Hektisch liefen zwei Mitarbeiter durch die Räume und suchten nach »dem Schlüssel«. Es hieß, »die Uschi« würde uns »hinbringen«. Die Uschi seufzte. Wir boten an, man solle uns die Schlüssel geben und die Adresse nennen, wir würden da

schon allein hinkommen. Das ging aber nicht, weil es »sehr schwer« zu finden sei. Also folgten wir dem Mitsubishi von Uschi. Wir durchquerten Plauen mehrmals, verließen die Stadt irgendwann in möglicherweise nordwestlicher Richtung und bogen nach zehn Minuten überraschend in einen Waldweg ein. Die Straße war zunächst noch asphaltiert, wurde aber zunehmend holpriger und war am Ende nur noch ein etwas breiterer Wanderweg. Es war stockdunkel und wir fuhren immer tiefer in den Wald, immer hinter Uschi her. Nach sehr langer Zeit, wir mussten die tschechische Grenze längst überquert haben, hielten wir vor einem unbeleuchteten Haus an. Uschi schloss auf, fuhrwerkte an einer Art Sicherungskasten herum und wir standen im gleißenden Licht einer 10-Watt-Birne. Oben seien die Schlafräume, da könnten wir uns »was aus-suchen« und morgen käme dann jemand mit Frühstück. Weg war sie.

Wir holten unsere Schlafsäcke aus dem Auto und suchten nach irgendetwas bettähnlichem. Das Haus wurde mit einer Art Superschwachstrom versorgt, teilweise auch Negativstrom, wenn man das Licht anmachte schien es oft noch dunkler zu werden. Zweifellos eine DDR-Erfindung. Es roch alt, staubig und nach Unterdrückung, aber im ersten Stock gab es tatsächlich zwei vor wenigen Monaten frisch bezogene Betten, vom Typ Vorkriegsjugendherberge. Wir befanden uns am einsamsten Ort, den das Vogtland zu bieten hatte, wenn wir überhaupt noch im Vogtland waren. Der Wald lag schwarz und schweigend, Wiesen gab es nicht, deshalb auch keinen weißen Nebel. Doch der Wald schwieg

nicht lange, Käuzchen riefen, irgendjemand bellte heiser und es raschelte rund um des Haus. Dass wir die Nacht nicht überleben würden, war gut vorstellbar. Das Haus gab merkwürdige Geräusche von sich, Dielen knackten, alte Wasserleitungen seufzten und das Deckenlicht flackerte. Irgendwann begriffen wir, man hatte uns zur Strafe für den verpatzten Auftritt in ein ehemaliges Folterheim der Stasi eingeliefert. Ein Jahr zuvor, als wir den Saal noch füllten, durften wir in einer netten Pension in Syrau übernachten, doch dafür waren wir diesmal zu schlecht gewesen.

Wir schliefen nicht gerade beruhigt ein. Mitten in der Nacht wurden wir von maskierten Männern in FdJ-Uniformen geweckt. Man zwang uns, über glühende Marx-Engels-Gesamtausgaben zu laufen, dann mußten wir eine Verpflichtungserklärung unterschreiben und wurden auf die Namen IM Gänsefleisch und IM Seppelfricke getauft. Ärzte mit riesigen Spritzen verabreichten uns verschiedenfarbige Dopingmittel und Wahrheitsdrogen, dann mussten wir uns ausziehen und man tätowierte uns die Worte »Lesen – Handeln – Die Welt verändern« auf den Rücken. Wir erwachten von einem lauten Knall. Die Haustür war ins Schloss gefallen, ein Auto wurde angelassen und entfernte sich rasch. Wir rannten nach unten. Neben der Eingangstür stand ein Tablett auf dem Boden mit Kaffee und belegten Brötchen, sowie Bananen und Nylonstrümpfen. Wir tranken den Kaffee und aßen die Nylonstrümpfe. Dann durchsuchten wir das Haus, weil die Uschi ja gesagt hatte, wir könnten uns »was aussuchen«, fanden ein paar Propagandaflugblätter,

die Akropolis als Schnittmusterbogen, einen Medizinball und eine Kiste mit Medaillen auf denen stand: »Höher schneller weiter«.

Wir warfen alles in den Kofferraum und verließen fluchtartig das Haus des Schreckens. Es dauerte Stunden, bis wir wieder aus dem Wald heraus waren. Als wir in Frankfurt (am Main!) ankamen, erkannte uns keiner mehr. Wir waren um 40 Jahre gealtert und redeten nur noch wirres Zeug. Zum Glück war das damals gerade gefragt und wir kamen wenigstens finanziell ganz gut über die Runden.